

In der Vielfalt liegt die Stärke

Konsequente Mission oder interessierte Kommunikation – wie soll sich die Kirche orientieren?

JAN HERMELINK/REINHARD KÄHLER/BIRGIT WEYEL

Mission ist ein Thema in der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD). Angesichts sinkender Mitgliedszahlen wird missionarisches Handeln als unverzichtbar für die Zukunft entdeckt. Dass dieser „Aufbruch nach Außen“ jedoch zum gewünschten Erfolg führen wird, bezweifeln Jan Hermelink, Professor für Praktische Theologie in Göttingen, Reinhard Kähler vom brandenburgischen Predigerseminar beim Domstift und Birgit Weyel von der Humboldt-Universität in Berlin.

Mission ist in den letzten Jahren zum Leitwort kirchlicher Handlungsprogramme geworden. „Es hat eine Zeit gegeben“, so die EKD-Synode im November 1999, „in der es den Anschein haben konnte, als sei missionarische Orientierung das Markenzeichen nur einer einzelnen Strömung in unserer Kirche. Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden.“ Ein Jahr später heißt es in den „Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation“ aus Berlin-Brandenburg: „Die Einsicht wächst, dass die evangelischen Kirchen neu zur Mission herausgefordert sind.“

So neu ist diese Einsicht allerdings nicht. Schon in den Sechzigerjahren fragten Kirchenreformen nach „Strukturen missionarischer Gemeinden“. In den Evangelischen Kirchen der DDR wurde in den Siebziger- und Achtzigerjahren durchgehend die „missionarische Existenz“ der Christen thematisiert. Wie erklärt sich, dass eine „missionarische“ Kirche nun mit solcher „Dringlichkeit“, mit solchem Pathos beschworen wird?

Worin besteht die gerade jetzt herausfordernde „missionarische Situa-

tion“? Ist es die Menge derer, die – schon lange – kein Interesse an der Kirche haben? Beunruhigend, ja verunsichernd erscheint doch eher, dass die verbreitete Lockerung der kirchlichen Bindung inzwischen die organisatorische Substanz bedroht. Herausgefordert ist die Kirche nicht zuletzt durch ihre eigene Situation.

Das EKD-Strategiepapier „Das Evangelium unter die Leute bringen“ (2001) verbindet mit der Mission die Hoffnung, „dass eine konsequente Ausrichtung ... auf die Werbung für den Glauben die Kirche von vielen selbstquälerischen und lähmenden Diskussionen befreien kann“. Mit dem Aufbruch nach außen sollen nicht zuletzt unterschiedliche innerkirchliche Interessen auf ein – vermeintlich – „gemeinsames“ Ziel hin gebündelt werden. Gegen diese Orientierung erheben wir sowohl empirische als auch theologische Bedenken.

Die EKD-Synode hat den „missionarischen Auftrag“ pointiert zur „gemeinsamen“ Sache der Kirche gemacht. Sie betont, „dass jeder einzelne Christenmensch mit seiner persönlichen Reputation und Glaubwürdigkeit für die Weitergabe des Glaubens einsteht“. Hier reden offensichtlich kirchlich engagierte, fest überzeugte Frauen und Männer. An der Mehrheit der Christen im gegenwärtigen Deutschland geht das Programm einer gemeinsam verantworteten und je persönlich engagierten Weitergabe des Glaubens allerdings vorbei.

Die Mitgliedschaftsstudien der EKD haben dokumentiert, was sich in jeder Kirchengemeinde erfahren lässt: Die Mehrheit der Kirchenmitglieder ist an einer verbindlichen Gemeinschaft, gar an einer aktiven Mitarbeit in der Gemeinde nicht interessiert. Sie aktivieren ihre kirchliche Bindung nur gelegentlich, indem sie den Heiligabendgottesdienst besuchen, Kasualhandlungen wie Trauung und Beerdigung in Anspruch neh-

men und auch sonst vor allem eine Begleitung „in schweren Stunden“ wünschen. Sie lassen ihre Kinder taufen, schicken sie zu Religions- und Konfirmandenunterricht, weil sie für eine „Weitergabe des Glaubens“ sind – als Aufgabe der Kirche.

Im Blick auf solche – empirisch stabilen – Beteiligungsmuster ist es problematisch, „jeden einzelnen Christenmenschen“ als Subjekt des missionarischen Handelns in Anspruch zu nehmen. „Wer durch die christliche Botschaft zum Glauben kommt, ist von Gott beansprucht, diesen Glauben vor anderen zu verantworten und andere für den Glauben zu gewinnen.“ Theologisch ist das sicher richtig, es ist ein Ausweis christlicher Mündigkeit. Aber faktisch sehen sich viele Christen keineswegs einem inneren Auftrag verpflichtet, den Glauben, den sie haben, ausdrücklich weiterzugeben. Hier zeigt sich eine andere Auffassung von „Glauben“ – eine Auffassung, die auch theologisch bedeutsam ist.

Verpasste Rettung

Für das missionarische Strategiepapier der EKD hängt alles von der „Verbindlichkeit“ und „Entschiedenheit“ des Glaubens ab. Wer nicht zur „Klarheit einer persönlichen Christusbeziehung“ gekommen ist, steht in der Gefahr, dass er „die Rettung verpasst“. In den Berlin-Brandenburger Leitlinien wird ein solches Pathos der „Entscheidung“ vermieden – gleichwohl herrscht auch hier die Vorstellung, der Glaube sei vor allem eine bestimmte Gesinnung, die sich in der Bejahung überlieferter Bekenntnisformeln zeige. Erscheint die Gewissheit des Glaubens primär als ein klares, eindeutiges „Glaubenswissen“, so kann dies – eben als „Botschaft“ – auch an Andere adressiert werden.

Eine solche Vorstellung widerspricht jedoch der Einsicht, dass bereits die bib-

lischen Bücher ganz unterschiedliche, auch widersprüchliche religiöse Überlieferungen in sich bergen. Die Autoren des Neuen Testaments sind im Blick auf den Glauben gerade nicht „verbindlich“ zu harmonisieren. Hier, und ebenso in der gesamten Geschichte der Kirche, erscheint Glauben nur in einer großen Pluralität christlicher Überzeugungen, als ein – durchaus offenes – Gespräch sehr unterschiedlicher Menschen über das Leben im Horizont Gottes.

Dass der Glauben nicht in eindeutigen, von vornherein feststehenden Sätzen besteht, das wird auch in dem EKD-Text gelegentlich erkennbar: „Man muss die Fragen genau kennen, die die Menschen heute umtreiben, und die Sprachen verstehen lernen, in denen sich ihre Sehnsüchte artikulieren, wenn man das Evangelium weitersagen will.“ Zwar bleibt die Distanz spürbar zu den „Menschen heute“ – gemeinsame Fragen, geteilte Sehnsucht, gar gemeinsame Aufgaben kommen hier nicht in den Blick.

Aber diese Orientierung der „Mission“ an offenen Fragen kann immerhin daran erinnern, dass auch die Kirche weniger durch „Verbindliche“ Antworten als durch gemeinsames Fragen zusammengehalten wird. Die Gemeinde ist eine primär hörende, das Wort Gottes empfangende und darum immer wieder erbitende Versammlung. Zu einer solchen Versammlung gehören die fragenden und suchenden „Menschen heute“ immer schon dazu.

Gleichwohl sehen die meisten Texte, die das „Evangelium unter die Leute bringen“ wollen, jene Leute eher als Außenstehende.

Es sind die „Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen bislang von der Verkündigung des Evangeliums nicht erreicht worden sind“, und „die sich nicht zur Gemeinschaft der Glaubenden halten“. Wer nicht zur „in-



Foto: Josef Poborsky

*Mission oder Kommunikation:
Welche Kirche ist für kritisch fragende Menschen attraktiv?*

group“ der engagierten Gemeindeglieder gehören, rückt hier in eine defizitäre Perspektive.

Auf diese Weise entsteht ein Bild zweier unterschiedlicher Lebenswelten, die von Christen und Nichtchristen be-

wohnt werden. Damit jedoch wird die Grenze zwischen Kirche und Welt, die doch „missionarisch“ überwunden werden soll, nun erst recht markiert. Wer will auf diese Weise missioniert werden?

Die Vorstellung, das ganze Leben der Christen werde durch den Glauben anders bestimmt als das der Nichtchristen, erscheint weder theologisch noch empirisch haltbar. Im Alltag wird die Neugier auf den Glauben eher durch Gespräche über Gemeinsames als durch „Botschaften“ über Trennendes geweckt.

Die Aussagen des Christentums beziehen sich ja auf Erfahrungen, Hoffnungen und Befürchtungen, zu denen alle Menschen etwas zu sagen haben. Wenn es – gelegentlich – zu Gesprächen über solche tiefsinnigen persönlichen Fragen kommt, dann können diejenigen, die zur Kirche gehören, Einsichten und Bilder zur Sprache bringen, die in der christlichen Tradition gepflegt werden. Auch Familienangehörige und Bekannte, die ihre Lebensthemen anders sehen, die „die Dinge eher so nehmen, wie sie sind“, die „das Beste draus machen“ wollen – auch diese Leute können eine Brücke des Verstehens betreten, wenn gemeinsame Werte, Wünsche und Klagen angesprochen werden.

Kirchenmitglieder, zu deren Lebensrhythmus bestimmte gottesdienstliche Erfahrungen gehören, die zu Gott beten und mitunter in Kirchenlieder einstimmen, können – aber müssen nicht – ihre Erfahrungen in Gespräche einbringen, in denen es nicht um eine ganze Weltanschauung, ein ganz anderes Lebenskonzept geht, sondern um die Offenheit für neue Einsichten, um eine Bereicherung durch andere Sichtweisen, um die Erprobung neuer Übungen.

Erst im Nachhinein sind solche Begegnungen erkennbar als eine Gelegenheit zur Neubesinnung. Für ein solches, kaum planbares Geschehen sind hergebrachte Begriffe wie „Verkündigung“ und „Evangelisation“ darum überaus ungeeignet. Hilfreicher ist der Begriff der „Kommunikation“, wie er seit den Sechzigerjahren – zunächst für die Predigt, dann auch für das kirchliche Handeln insgesamt – Verbreitung gefunden hat. Denn dieser Begriff betont gerade die Wechselseitigkeit. Das Gespräch über den Glauben wird nicht etwa geführt, um eine feststehende Gewissheit „weiterzusagen“ und damit den Gesprächspartner zum bloßen Empfänger

Das Christentum bezieht sich auf Erfahrungen, Hoffnungen und Befürchtungen, zu denen alle etwas zu sagen haben.

zu degradieren. Kommunikation in der Kirche bezeichnet vielmehr einen offenen Prozess, in dem gemeinsam gefragt wird, was traditionell-christliche Begriffe – Sünde, Gnade, Gesetz und Evangelium – heute an Lebensmöglichkeiten eröffnen. Das kann nicht vorab „verbindlich“ formuliert, sondern nur in prinzipiell gleichberechtigter Kommunikation je neu gefunden werden.

Eine solche „Kommunikation des Evangeliums“ (Ernst Lange) setzt voraus, auf eine vorsätzliche „missionarische Ausrichtung“ zu verzichten. Der

Zweck eines solchen Gesprächs kann primär nicht im „Gewinnen von Menschen“ liegen, sondern nur in einem genauen, ganz am Anderen interessierten Hören. Wer etwas sagen will, muss andere zu Wort kommen lassen. Und nur wer gelernt hat, auch auf die eigenen Sehnsüchte, Sorgen und Fragen zu hören, wird mit Anderen gemeinsam nach Brücken suchen können, die tragen.

Deutlicher als in den Sechziger- und Siebzigerjahren zielt die gegenwärtige Rede von „Mission“ auf eine kirchliche Integration der Angesprochenen: „Der Leib Christi soll wachsen. Darum wollen die Kirchen Mitglieder gewinnen. ... Eine Kirche, die den Anspruch, wachsen zu wollen, aufgegeben hat, ist in der Substanz gefährdet.“ (EKD-Synode 1999).

In der Tat ist der christliche Glaube stets bezogen auf die institutionell verfasste Kirche. Eine persönliche Öffnung für das Evangelium wird sich jedoch – das zeigen empirische Studien zum Kircheneintritt – nur selten in einem intensiven gemeindlichen Engagement niederschlagen. Kirchliche Bindung ist nicht zu verwechseln mit der Zugehörigkeit zu programmatisch fest umrissenen Gruppen. Viel wahrscheinlicher, und auch theologisch wünschenswert, ist die weiter zunehmende Vielfalt kirchlicher Gemeinschaft. Eben in dieser „Elastizität“ (Ernst Troeltsch) für unterschiedliche Frömmigkeits- und Bindungsformen liegt die spezifische Stärke der protestantischen Kirche.

Durch das angestrebte institutionelle Wachstum wird sich die gegenwärtige Frage nach der „Erkennbarkeit“ des kirchlichen Lebens daher keineswegs erledigen. Nur eine Kirche, die die Vielfalt des christlichen Lebens nicht seufzend erträgt, sondern diese Pluralität aus innerer Überzeugung zum erkennbaren Organisationsziel macht, wird für die suchenden, kritisch fragenden Menschen von heute attraktiv sein. Die Leitlinie der Kirche kann nicht in einer „konsequent missionarischen“ Verpflichtung bestehen, sondern nur in einer vielstimmigen Kommunikation über den Glauben, die erkennbar interessiert ist an der Freiheit eines Christenmenschen. ◀